

Clare Leslie Hall
EINES TAGES FÜR IMMER

CLARE LESLIE HALL

EINES TAGES FÜR IMMER

Roman

Deutsch von Karin Diemerling

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »Mine« bei Orion Books, einem Imprint von The Orion Publishing Group Ltd, Carmelite House, 50 Victoria Embankment, London EC4Y 0DZ.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

1. Auflage

Neuausgabe © 2025 by Blanvalet in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © Light Oaks Media Ltd, 2019
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2021 by Blanvalet in
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Lisa Caroline Wolf
Umschlaggestaltung und -motiv:
© GettyImages/George W Johnson
www.buerosued.de
AR · Herstellung: cs

Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-641-33937-1

www.blanvalet.de

Cindy und John in Liebe gewidmet.

*Adoptiert zu werden kann das Identitätsgefühl
eines Kindes nachhaltig beeinträchtigen.
Es wirft eine Reihe von existenziellen Fragen auf,
die unbeantwortet bleiben:*

Wer bin ich?

Warum bin ich hier?

Warum wollte meine Mutter mich nicht?

*Joel Harris, Wer bin ich? Das verborgene Trauma
adoptierter Kinder*

HEUTE

LUKE

London, 2000

Die Frau, die da schüchtern und abwartend vor mir steht, ein Spiegelbild meiner eigenen Verlegenheit, ist so überraschend schön, dass mir im ersten Moment die Worte fehlen.

»Hallo, Alice«, stoße ich hervor.

»Luke.«

Sie sagt meinen Namen, als würde sie eine Fremdsprache ausprobieren. Ich will ihr die Hand geben, doch sie zieht mich in eine rasche, feste Umarmung. Dann setzen wir uns an einen Tisch, der schon mit Besteck, Gläsern und einem Krug Wasser gedeckt ist.

»Wasser?«, frage ich und merke beim Anheben des Krugs, dass meine Hand zittert.

»Wein«, sagt Alice, und dieses erste Lächeln, bei dem mir ihre weißen Zähne auffallen und die Fältchen um ihre Augen, die ihr tatsächliches Alter verraten, berührt irgendwie mein Herz.

Nachdem der Wein bestellt und die Speisekarte verlangt worden ist, gibt es nichts weiter zu tun, als sich

anzuschauen. Alice hatte ihrem Brief aktuelle Fotos von sich beigelegt, weshalb ihre Schönheit mich nicht derart verblüffen sollte. Offenbar muss sie mein Aussehen aber auch erst einmal verarbeiten.

»Du siehst deinem Vater so ähnlich, ich bin total ... überwältigt.«

»Richard Fields? Er ist der Lieblingsmaler meiner Freundin. Wir konnten es kaum fassen.«

Etwas zuckt über Alice' Gesicht, Schmerz oder Kummer, aber sie fängt sich schnell wieder.

»Was hat dich dazu gebracht, mich zu suchen?«

Ich denke daran, wie oft ich kurz davor stand. All die Jahre, in denen ich als kleiner Schüler auf dem Rugbyfeld zur Seitenlinie hinübergeblickt und mich gefragt habe, ob meine echte Mutter unter den dort versammelten Frauen ist: die Blonde in dem Pelzmantel, die Dunkle mit dem Pferdeschwanz. Später als Teenager, wenn ich mich nach einem weiteren Streit mit meinen Eltern in mein Zimmer eingeschlossen und wütend aufs Bett geworfen hatte, mit dem Gedanken tröstend, dass meine echte Mutter, der Mensch, zu dem ich eigentlich gehörte, ganz anders ist. Und dann, nachdem ich Hannah begegnet war, die ewigen Fragen: »Willst du sie nicht mal kennenlernen? Willst du denn nicht wissen, wie sie ist?«

Hannahs Neugier, die das Rätsel meiner Herkunft fasziniert, war tatsächlich eine treibende Kraft hinter dieser unverhofften Wiedervereinigung. Doch der wahre Grund, mein kleiner Sohn mit den braunen Augen und den langen Wimpern, liegt gerade ein paar Kilometer von hier in den Armen seiner Mutter.

»Ich glaube, es war Samuels Geburt.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen«, sagt Alice.

Ich sehe sie Tränen hinunterschlucken und habe kein schlechtes Gewissen. Sie hatte einen Sohn und hat ihn weggegeben. Nun, da ich selbst Vater bin, kann ich das noch weniger verstehen.

»Wie alt ist er?«

»Drei Monate.«

Alice legt die Hand auf ihre Herzgegend, als müsste sie eine Wunde zusammendrücken.

»Oh«, macht sie, und es klingt wie ein Keuchen. »Ich glaube, das hier wird schwerer als gedacht.«

Wir sehen uns an, diese Frau und ich, und wollen beide am liebsten davonlaufen, werden jedoch von dem einladend gedeckten Buchentisch daran gehindert, von dem Gebot der Höflichkeit, dieses vorschnell verabredete (nachhaltig bereute?) Mittagessen irgendwie durchstehen zu müssen.

»Ist schon gut«, sagt sie mit einem knappen, bemühten Lächeln und scheint bewusst in die Rolle einer Erwachsenen, eines Elternteils, zu schlüpfen. »Wenn wir es langsam angehen lassen, schaffen wir das. Fangen wir mit etwas Einfachem an. Erzähl mir von deiner Freundin.«

Ich habe Hannah auf einer Vernissage unseres gemeinsamen Friends Ben kennengelernt, der tatsächlich den mutigen Entschluss gefasst hat, sein Leben voll und ganz der Malerei zu widmen. Er hält sich mit staatlichen Almosen über Wasser, schläft auf irgendwelchen Sofas und arbeitet die Nächte durch, um

ungewöhnliche, höchst originelle Porträts hervorzu-
bringen, die eigenartigerweise schon mit den Bildern
von Richard Fields verglichen wurden. Hannah sollte
etwas über Ben für ihre Zeitung schreiben, und ich be-
obachtete sie, wie sie mit ihrem Notizblock durch die
Galerie ging und vor jedem Bild einen Moment stehen
blieb, bevor sie ihre Gedanken notierte. Ich fragte
mich, was sie wohl schrieb. Wer sie war. Ob sie Single
war. Mir gefiel es, wie ihre dichten dunklen Locken ihr
ins Gesicht fielen und ihre Augen verdeckten. Sie
strich sich ständig eine Strähne hinters Ohr, die sich
aber gleich darauf wieder löste.

Als ich sie dann mit Ben sprechen sah, er in einem
ungewohnten Anzug zu seinen schmutzigen weißen
Turnschuhen, beschloss ich, hinzugehen und Hallo zu
sagen. Ein kurzer Moment der Verlegenheit, während
ich wartete, bis Ben ausgeredet hatte.

»Für mich hat sich nie die Frage gestellt, ob ich
etwas anderes machen soll als malen. Klar, es wäre
schon schön, einen Beruf zu haben, bei dem man gut
verdient, aber das war einfach keine Option. Ich
würde mich nie von irgendwas am Malen hindern
lassen.«

Er sah mich grinsend an.

»Gott, steh nicht da rum und lass mich labern wie
ein Vollidiot.«

Wir sind schon seit der Vorschule miteinander be-
freundet, zwei Außenseiter in einer Masse aus dump-
fem Anspruchsdenken.

»Das ist Hannah«, stellte er vor. »Sie arbeitet für die
Sunday Times. Hat also einen anständigen Beruf.«

»Und du?«, fragte Hannah mich. »Künstler oder anständiger Beruf?«

»Ach, ich lebe sozusagen vom Talent anderer Leute.«

»Luke ist ein A&R-Mann«, erklärte Ben mit dem üblichen stolzen Unterton, wenn er Leuten von meinem Job erzählt. »Er sucht und promotet neue Bands und hatte schon mit fünfundzwanzig sein eigenes Plattenlabel.«

»Toll, jetzt hast du mich als Vollidiot hingestellt«, sagte ich, worauf Hannah lachte.

Dann kamen Bens Eltern dazu, und wir wurden in ihre Pläne miteinbezogen, hinterher essen zu gehen.

»Es gibt einen netten kleinen Italiener um die Ecke, wir haben zwei Tische reserviert«, sagte Bens Vater, worauf Ben uns zuzischte: »Keine Sorge, sie bezahlen.«

Ich mag Bens Eltern, gute, freundliche Leute, die mich jeden Sommer zu ihrem Frankreichurlaub eingeladen haben, aber Hannah und ich ließen uns stillschweigend zurückfallen und verloren Ben und seinen Anhang bald aus den Augen.

»Gleich sind wir in Chinatown«, bemerkte Hannah, und ich zögerte nicht. Wenige Minuten später saßen wir in einer Nische meines Lieblingsrestaurants.

Es gefiel mir, wie geschickt sie ihre Pfannkuchen rollte: zwei Streifen Frühlingszwiebeln, Kante auf Spitze um eine Lage Hoisin-Soße gelegt, bescheidene Stückchen Ente, die sie in aller Ruhe auswählte, kein Fett, keine Haut. Beim Essen erzählte sie mir von ihrer Kindheit im nördlichen Cornwall, wo sie in einem Haus am Meer aufgewachsen war.

»Es liegt direkt am Weg zum Strand runter. Wenn Flut ist, kann man in drei Minuten im Wasser sein. Wir haben als Kinder die Zeit gestoppt. Mit acht konnte ich surfen, und als ich älter war, habe ich jeden Sommer als Badeaufsicht gearbeitet.«

Sie schilderte, wie sie in warmen Nächten unter freiem Himmel in den Dünen geschlafen hatte, anfangs mit ihren Eltern, später mit Freunden. Es wurden Miesmuscheln gesammelt und über dem Lagerfeuer gekocht, heißer Kakao aus Thermosflaschen getrunken.

»Am Mittsommerabend geht immer das ganze Dorf an den Strand und macht ein großes Feuer. Die Leute bringen Essen mit und erzählen Geschichten, und alle sind da, die Jungen und die Alten. Manchmal vermisse ich das. Wenn ich morgens spät dran bin und mich rücksichtslos in die U-Bahn drängele, frage ich mich, was bloß aus mir geworden ist.«

Sie lachte, und ich konnte nur denken: Du bist wunderbar, das ist aus dir geworden. Mich hat es schon immer interessiert, wenn andere von ihrem Familienleben berichtet haben, aber so gebannt hatte ich noch nie zugehört, ich hing buchstäblich an ihren Lippen.

»Du bist sehr gut darin, nicht über dich selbst zu sprechen«, bemerkte Hannah irgendwann. »Du stellst eine Menge Fragen.«

»Das liegt daran, dass es nicht viel zu erzählen gibt. Ich hatte eine schöne, behütete Kindheit in Yorkshire, meine Eltern waren schon nicht mehr die Jüngsten. Ich bin ein Einzelkind und wurde im Alter von wenigen Wochen adoptiert.«

»Du bist adoptiert?«, fragte sie mit plötzlich aufflammendem Interesse, eine meiner Erfahrung nach typisch weibliche Reaktion. Männer scheren sich allgemein einen feuchten Dreck darum, wer einen aufgezogen hat. »Ich liebe ungewöhnliche Biografien«, sagte sie.

Und da fragte sie mich zum ersten Mal nach meiner leiblichen Mutter.

»Das ist also Hannah?«

Alice hat meine mitgebrachten Fotos wie eine Patientin ausgelegt und betrachtet sie nacheinander. Gerade sieht sie sich meine Lieblingsaufnahme von Hannah an. Sie steht darauf am Steuer eines kleinen Ausflugsboots, das wir eines Nachmittags spontan in Falmouth gemietet hatten. Es fuhr maximal fünfzehn Stundenkilometer, und Hannah, die einen Powerboot-Führerschein besitzt, surft und segelt und wahrscheinlich ohne Weiteres eine Dreißig-Meter-Jacht steuern könnte, fand das urkomisch. Sie lacht so ausgelassen auf diesem Foto, dass man alle Zähne sieht, ihre Augen sind nur schmale Schlitze, ihr Kopf ist zurückgeworfen. Es zieht mir ein bisschen das Herz zusammen, wenn ich sie so sehe und mich an diesen vollkommenen Nachmittag erinnere. Was soll ich sagen, ohne sie wäre ich verloren.

»Sie wirkt wie jemand, der mit einem durch dick und dünn geht.«

Alice' Scharfblick verblüfft mich. Als wäre diese Frau, diese Fremde, die mich einmal in ihrem Bauch getragen hat, immer noch so eng mit mir verbunden, dass sie meine privatesten Gedanken lesen kann.

»Da bin ich sieben geworden«, sage ich schnell und zeige auf ein Foto von mir zusammen mit drei Spiel Freunden, auf dem wir Grillwürstchen an Stöcken hochhalten. Mein Geburtstag ist im Mai, und ich erinnere mich noch, wie warm es an diesem Tag war. Es gab selbst gemachte Limonade, die meine Freunde zu sauer fanden, und eine Torte in Form der Tardis aus *Doctor Who*.

»Und das bin ich beim Rugby im Internat.« Ich tippe auf das Foto daneben.

»Du warst im Internat? Ab welchem Alter?«

»Acht.«

»Das ist viel zu jung«, sagt sie, schwächt es dann aber mit »meiner Meinung nach« ab.

Ich überlege, ob ich ihr von den tränenreichen Abschieden, von der absoluten Trostlosigkeit der sonntagabendlichen Fahrten zurück in die Schule erzählen soll. Als meine Eltern mich das erste Mal dorthin brachten, war ich viel zu aufgeregt und durcheinander, um zu weinen. Beim zweiten Mal jedoch wusste ich, was auf mich zukam, klammerte mich an den Türgriff des Wagens und rannte ihm noch die halbe Auffahrt hinterher, bis mein Vater beschleunigte und davonfuhr.

Nur zögerlich habe ich das Foto von dem Weihnachtessen dazugelegt, auf dem ich zwölf bin und mit meinen Eltern und Großeltern am Tisch sitze. Mein Vater tranchiert stehend den Truthahn, während meine Mutter mir einen vollgetürmten Teller mit Fleisch und Gemüse reicht. Wir haben Papierkronen auf, Fetzen von Knallbonbons liegen über den Tisch

verstreut. Wenn ich dieses Foto ansehe, denke ich: still, einsam, gelangweilt. Für mich springt es ins Auge, dass ich nicht dazu passe. Alice aber sieht etwas anderes. Sie sieht, wie meine Mutter mich anlächelt, als sie mir den Teller gibt. Sie sieht Zärtlichkeit, Vertrautheit. Zugehörigkeit.

»Das ist sie also«, sagt sie, ohne aufzublicken.

Da verstehe ich. Mein Adoptivvater interessiert sie nicht weiter, es geht ihr vor allem um die Frau, die ihre Stelle eingenommen hat.

»Was sagt sie dazu, dass du dich mit mir triffst? Deine ... Mutter.«

»Sie weiß nichts davon. Ich habe nicht mit ihr darüber gesprochen. Wahrscheinlich könnte ich es, aber ...«

Wie soll ich ihr die kühle Verslossenheit meiner Mutter hinsichtlich der Umstände meiner Geburt erklären? Als ich acht Jahre alt war, kurz bevor ich ins Internat kam, eröffnete sie mir, dass ich adoptiert bin.

»Aber warum hat die andere Frau mich weggegeben?«, wollte ich wissen.

Die entscheidende Frage.

»Sie war ein junges Mädchen, das ungewollt schwanger geworden war und noch sein ganzes Leben vor sich hatte.«

»Meinst du, dass sie manchmal an mich denkt und sich fragt, wie es mir geht?«

»Das braucht sie nicht. Sie weiß, dass du glücklich bist, dass du ein schönes Leben hast, wie sie es dir nie hätte bieten können. Sie weiß, dass du es gut hast.«

Ich habe es gut, so gut, das Mantra meiner Kindheit. Doch ich bringe es nicht über mich, Alice davon zu

erzählen. Wie sie da so niedergeschlagen vor mir sitzt, umgeben von meinen Kindheitsfotos, wirkt sie ganz anders als das leichtfertige, unbekümmerte Mädchen in der Beschreibung meiner Mutter.

»Luke?«, sagt sie, und es klingt immer noch, als würde sie meinen Namen versuchsweise aussprechen, als sollte er eigentlich anders lauten. Charlie – den hatte sie mir gegeben.

»Ich werde bestimmt nicht versuchen, dir eine Mutter zu sein. Das wäre dumm. Wollen wir uns auf Freundschaft einigen?«

Sie nimmt ihr Weinglas und wartet, dass ich es ihr nachtue. Wir stoßen an, diese schöne, siebenundvierzigjährige Frau und ich, zwei Fremde in einem Restaurant, verbunden durch eine Vergangenheit, die ich erst noch verstehen lernen muss.

DAMALS

ALICE

London, 1972

Eine vor mich hingeknallte Zeitschrift lässt mich aufblicken.

»Das nenn ich Sexappeal.«

Die Stimme, merkwürdig rau für einen neunzehnjährigen Nichtraucher, gehört Rick. Das Gesicht mit den ausgeprägten Wangenknochen neben meinem pseudokubistischen Stilleben dagegen Jacob Earl, dem dunkeläugigen Sänger der Disciples. Er ist auf der Titelseite von *Sounds*, mit aufgeknöpftem schwarzem Hemd und schimmernder Brust, zum Objekt der Begierde gemacht wie das Mädchen von Seite drei.

»Gig im Marquee heute Abend. Wir gehen hin«, sagt Rick und mustert meine Leinwand. »Meinst du nicht, der Apfel würde in Blau besser kommen?«

Er sagt es leichthin, hilfsbereit, aber bei jeder seiner tollen Eingebungen merke ich, wie ich wieder in Selbstzweifel ver falle. Bin ich wirklich so gut wie die anderen? Verdiane ich meinen Platz hier, eine von nur zwölf Studierenden des Jahrgangs, die für den Studien-

gang bildende Kunst an der Slade School of Fine Art angenommen wurden, bekanntermaßen die beste Kunsthochschule des Landes?

Rick gehört zu der Sorte Maler (Schrägstrich Bildhauer, Schrägstrich Keramiker, Schrägstrich Textilkünstler, er kann mit jedem Material glänzen), die eigentlich nicht studieren müssten. Er ist schon wer, der Liebling der Dozenten, das Maskottchen der Akademie, der Geheimtipp der Sammler. Vergangene Woche hat er ein Selbstporträt – sein Gesicht in vertikalen grünen Streifen – an einen Mann verkauft, der sich als der Inhaber des Nobelrestaurants San Lorenzo herausstellte. Ich stelle mir vor, wie Mick und Bianca dort ihre Minestrone schlürfen, während Rick mit seinen stechend blauen Augen auf sie herabfunkelt.

Das Seminar heute Nachmittag, Drucktechnik bei Gordon King, macht mir am meisten Angst. King ist ein ehemaliger Vertreter der Pop-Art (er hat sich vor ein paar Jahren von der Bewegung distanziert und spricht jetzt nur noch abfällig von ihr), seine Arbeiten verkaufen sich für Tausende von Pfund und hängen in der ständigen Sammlung der Whitechapel Art Gallery. Vor vier Jahren kam er in die Slade gerauscht und stellte das Institut für Drucktechnik auf den Kopf. Es heißt, dass er die Macht hat, über Erfolg oder Misserfolg einer Karriere zu entscheiden; jedenfalls verkaufen drei seiner Schützlinge ihre Sachen jetzt in den Kunstgalerien der Cork Street.

Rick ist sein Liebling. Er kann geschlagene fünf Minuten neben ihm stehen und seine Farbwahl preisen.

»Kommt mal her, Leute. Seht euch diese Rosa-, Grün- und Brauntöne an. Seht ihr, wie die Kirschblütenpracht hier mit Schlammgrün und Kackbraun abgesetzt wird? Das ist Farbkalibrierung auf höchstem Niveau.«

Heute arbeite ich an einer Lithografie von einem Baum, meinem Lieblingssujet, und bin voller Hoffnung, dass all die Nächte, die ich über Tonalität und Farbsättigung gebrütet habe, sich endlich auszahlen werden. Nachdem ich die Umrisse meines Baums (eine faszinierende alte Eiche, eigentümlich vermenschlicht) auf einen Kalksteinblock gezeichnet habe, werde ich diesen mit einer beschränkten Palette aus Gelb, Rot, Schwarz und Weiß bespritzen. Darauf habe ich die ganze Woche über hingearbeitet, habe in meinem Studentenzimmer Farben aus kleinen Tuben gemischt, bis ich drei ideale Hauttöne erhielt. Bald werden sich die Äste des Baums in fleischfarbene Gliedmaßen verwandeln und der dicke runde Stamm in einen Torso, die Rippen von Hand herausgearbeitet. Ich werde das Bild *Metamorphosis I* nennen, ein schön kafkaesker Titel für das erste einer Serie von Baummenschen.

Gordon aber will diese Verwandlung nicht abwarten.

»Nicht schon wieder ein Baum«, sagt er mit ver-schränkten Armen und verkniffenem Mund und baut sich neben mir auf. »Was ist das nur mit dir und den Bäumen?«

Ich schrumpfe innerlich zusammen. Statt ihm die Stirn zu bieten, wie ich es ständig in Gedanken tue, sage ich schwach: »Ich weiß nicht. Ich mag sie eben.«

»Tja, ich mag Eiscreme, aber ich male das nicht jeden verdammten Tag. Mach mal was Neues. Wir müssen

hier endlich eine Entwicklung sehen, das ist unter Abi-Niveau.«

Hinterher im Pub flößt Rick mir Gin Tonic ein und hält meine Hand, während ich heule.

»Ich bin fehl am Platz in diesem Studium, ich schmeiß es hin!«

Diese Szene spielt sich jede Woche ab, immer nach Gordon Kings Seminar.

»Was ist das nur mit dir und den Bäumen?«

Rick kann Gordon perfekt nachahmen, seinen weichen, anglierten schottischen Tonfall, mit dem er gern die bissigsten Kommentare vom Stapel lässt.

»Der Typ ist ein Tyrann, und du bist sein Opfer. Dagegen müssen wir was unternehmen.«

Er deutet auf mein halb volles Gin-Tonic-Glas.

»Trink aus, Baummädchen. Auf uns wartet ein Konzert.«

Es wäre noch Zeit für einen weiteren Drink, bevor es losgeht, aber der Pub ist gerammelt voll, dreihundert Leute in einem winzigen Raum. Die meisten rauchen, die Luft ist grünlich grau. Rick nimmt meine Hand und zerrt mich durch die Menge.

»Tschuldigung, sorry«, sagt er, während wir auf Füße treten und uns zwischen Pärchen hindurchzwängen. Dann, zwei Meter vorm Tresen, bleibt er abrupt stehen, sodass ich gegen ihn knalle.

»Was ist?«, frage ich, doch Rick antwortet nicht.

Vielleicht sind es seine Pheromone, irgendeine Art von chemischer Energie jedenfalls, weshalb ich auf genau dieselbe Stelle blicke wie er. Jacob Earl steht

vorn am Tresen, die Ellbogen aufgestützt, eine Pfundnote in der Hand. Er bestellt Drinks und scheint von einem unsichtbaren Kraftfeld umgeben zu sein – ein ganzer Raum voller Fans, die ihn ansehen, aber nicht berühren können.

Selbst von hinten wirkt er faszinierend, seine dunklen, fast schwarzen Haare, die sich über den Hemdkragen ringeln, seine schmalen Hüften in den engen schwarzen Jeans, die Schlangenlederstiefel.

»Warte, bis er sich umdreht«, sagt Rick, und in dem Moment tut Jacob es.

Er hat ein außergewöhnliches Gesicht, sehr androgyn, aber nicht auf die Art wie Bowie, denn er ist noch hübscher mit seinen Locken und den großen braunen Augen, den vollen Lippen. Um den Hals trägt er ein geblümtes Samtband und mehrere Goldketten, und sein Hemd ist wie auf dem Foto fast bis zur Taille offen. Unmöglich, ihn nicht anzustarren.

»Hey, Jacob!«, ruft Rick, worauf der Sänger zu uns hersieht. »Bring uns zwei Ales mit, wenn du gerade dabei bist, ja?«

So etwas traut er sich, verlangt das Unmögliche mit einem optimistischen Grinsen, und oft genug erliegen die Leute seinem Charme.

»Okay«, sagt Jacob gedehnt und lächelt dann ebenfalls. »Pints oder halbe?«

»Pints. Bitte.« Rick reicht einen Pfundschein durch.

»Für deine Freundin auch?«

»Sie ist nicht meine Freundin«, antwortet Rick ein bisschen zu schnell, und Jacob lacht.

»Bist du sicher?«

»Vollkommen sicher. Das ist Alice. Ich bin Rick. Wir gehen zusammen auf die Kunsthochschule.«

»Kunsthochschule? Welche?«

»Die Slade.«

»Hey, Eddie. Eddie!«

Ein anderer ganz in Schwarz gekleideter Typ dreht sich vom Tresen um und sieht uns gelangweilt an.

»Die zwei studieren Kunst«, sagt Jacob. »An der Slade. Kennst du doch, oder? Beste Kunstscheule im Land. Du erinnerst dich, worüber wir vorhin gesprochen haben?«

»Ja, logo.«

Was es auch war, Eddie könnte es offenbar nicht egal sein.

»Vielleicht sollten wir mal mit ihnen darüber reden? Über unsere Idee?«

Eddie zuckt die Achseln, sieht auf seine Armband-uhr.

»Keine Zeit. Wir sind in zehn Minuten dran.«

Jacob nickt, wenn auch widerstrebend, scheint mir.

»Du hast recht, wir sollten uns fertig machen.«

Er schickt ein letztes umwerfendes Lächeln in meine Richtung, und ich merke, wie ich rot werde.

»Also, viel Spaß dann«, sagt er. »Sehen wir uns hinterher noch?«

Während wir auf den Auftritt der Band warten und sich immer mehr Leute in dem dunklen, schachtelartigen Raum drängen, der vor gespannter Erwartung vibriert, kreisen meine Gedanken nur noch um den schönen Sänger. Diese wenigen Sekunden Augenkon-

takt haben sich geradezu physisch auf mich ausgewirkt: Magenkrämpfe, Herzklopfen, mein ganzer Körper erfasst von einer ahnungsvollen Vorfreude.

Ich nehme an, dass ich die Gruppe mögen werde, alle um mich herum scheinen sie toll zu finden, aber als sie dann endlich die Bühne betreten, lässt die Intensität ihres Eröffnungsakkords – Schlagzeug, Gitarre und ein lang gezogener Vokalton – keinen Raum mehr für Überlegungen. Ich tauche in die Musik ein wie noch nie zuvor. Mein Blick streift die anderen Musiker – den Schlagzeuger, den Bassisten, die Backgroundsänger, zwei Mädchen, ein Typ –, um dann wie magnetisch angezogen immer wieder zu Jacob zurückzukehren. Noch nie habe ich jemanden mit einem derart ungezwungenen Selbstvertrauen erlebt. Er singt so dicht am Mikrofon, dass seine Lippen es fast berühren, und tanzt zwischen den Gesangsstücken über die Bühne, obwohl tanzen nicht der richtige Ausdruck ist für seine hüftschwingenden, schlurfenden Schritte. Bei jedem anderen würde das wahrscheinlich komisch aussehen, nur nicht bei ihm mit seiner schmalen Gestalt und den coolen, zuckenden Bewegungen.

Doch es sind die Songtexte, die mich über eine unsichtbare Schwelle hinweg in einen Zustand versetzen, in dem ich mich kaum noch erinnern kann, dass Jacob Earl irgendwann einmal nicht meine Gedanken beherrscht hat.

Der erste Song, »Sarah«, über die Trennung von einem Mädchen, ist der Inbegriff von Traurigkeit. Ich möchte Sarah sein, möchte in Sarahs Schmerz versinken.

»Schreibt er seine Texte selbst?«, frage ich Rick, ohne von der Bühne wegzusehen.

Rick lacht, ebenfalls ohne den Blick abzuwenden.

»Natürlich. Er ist ein Gott.«

Was gibt es über die nächste Stunde zu sagen, in der wir beide völlig in Klang und Visuellem und unseren privaten Fantasien aufgehen? Als Ganzes – der dreiköpfige männliche Act plus Backgroundtrio für heute Abend – scheint sich die Band in permanenter Ekstase zu befinden mit ihren explosiven Riffs, eins länger als das andere, und den ausgedehnten Schlagzeugsolos, die anstrengend sind, weil sie die ganze Aufmerksamkeit beanspruchen. Es sind jedoch die ruhigeren Momente, die mir am besten gefallen, die langsamen, schlafwandlerischen Übergänge in Balladen, deren Texte mit ihrer poetischen Melancholie berühren. Bei dem letzten sehnsüchtigen Lovesong setzt Jacob sich an den Bühnenrand und singt mit amerikanisierter Bluesstimme ins Mikrofon – Honig über ein Reibeisen geträufelt.

Er geht als Erster von der Bühne, eine Hand lässig zum Gruß gehoben, die Gitarre umgeschlungen, wonach der Bassist und der Schlagzeuger beide ein letztes Solo geben, ehe sie ihm hinausfolgen.

Keine Zugabe, nur die Begeisterungstürme des Publikums.

»Gott, die sind der Wahnsinn.«

»Seine Stimme«, sagt Rick, »David Bowie, nur besser.«

»Sein Gesicht. Mick Jagger, nur hübscher.«

Rick zieht die Augenbrauen hoch und mustert mich schief.

»Und endlich«, sagt er, »beginnt die Eiskönigin zu tauen.«

HEUTE

LUKE

Wir wohnen in einem viktorianischen Reihenhaushaus mit vier Schlafzimmern in Clapham, gekauft mit dem Geld, das ich von meinem Vater geerbt habe. Niemand aus unserem Freundeskreis wohnt so, aber sie haben auch alle noch beide Eltern, während mein Vater vor zwei Jahren an einem Milztumor gestorben ist, ein schwerer, schrecklicher Tod, der mich mit meiner Mutter allein zurückgelassen hat. Unser Verhältnis war von jeher das schwierigere, und jetzt fehlen die kindischen Witze meines Vaters und seine Vorliebe für teuren Wein zur Auflockerung. Als meine Mutter erfuhr, dass Hannah nach nur drei Monaten Beziehung von mir schwanger war, bat sie uns eindringlich, »nicht diesen Fehler zu begehen«.

»Setzt eure Beziehung nicht jetzt schon so unter Druck, ihr kennt euch doch noch kaum. Ich bezahle den Eingriff in einer Privatklinik, das ist heutzutage völlig problemlos.«

Einem Adoptivkind zu einer Abtreibung zu raten – das entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Mach nicht denselben Fehler wie deine Mutter, soll heißen, ganz

konkret und brutal: Tötet diesen Embryo, lasst diesen Zellklumpen ausschaben, bevor er euer Leben ruiniert. Um keine Missverständnisse entstehen zu lassen: Die Entscheidung, das Kind mit Hannah zu bekommen, fiel nicht aus Dankbarkeit für mein geschenktes Leben (ich bin 1973 geboren, und Abtreibungen waren damals schon legal und ohne Weiteres möglich). Nein, die Aussicht, ein Kind mit diesem wuschelköpfigen Mädchen aus Cornwall mit den rosigen Wangen und dem strahlenden Optimismus in die Welt zu setzen, löste nichts Geringeres als einen Glücksschub in mir aus. Ich wünschte mir ein Kind, dieses Kind, wie ich mir noch nie zuvor etwas gewünscht hatte.

Als ich nun nach diesem denkwürdigen Mittagessen nach Hause komme, wird die Tür aufgerissen, bevor ich sie aufschließen kann, so als hätte Hannah schon dahinter gewartet.

»Ach Gott«, sagt sie, nimmt meine Hand und zieht mich ins Haus. »Wie geht es dir?«

Hannahs Anteilnahme, ihre Besorgnis, ihr Interesse an mir – manchmal kann ich nicht genug davon bekommen. Ich versuche, mich ungerührt zu geben, ihr nicht zu zeigen, wie sehr ich nach dem Scheinwerferlicht ihrer Aufmerksamkeit lechze, aber innerlich bin ich wie ein Kind. Sieh mich an, Hannah, sieh mich an.

»Ganz gut, glaube ich«, sage ich und gebe ihr einen Kuss. »Wo ist der Kleine?«

»Er schläft. Komm, er wird so schnell nicht aufwachen, und ich will *alles* hören.«

Wir setzen uns an den Esstisch und halten uns an den Händen, wobei ich einen ersten kleinen Schub

von Euphorie verspüre. Ich habe meine leibliche Mutter gefunden. Ich mag sie. Ich mag es, dass sie nun Teil meines Leben ist.

»Also, von Anfang an. Wie sieht sie aus?«

Wie beschreibt man seiner Partnerin eine andere schöne Frau? Möglichst ehrlich, beschließe ich.

»Sie ist groß und dunkelhaarig, ein echter Hingucker. Die Leute haben sich nach ihr umgedreht. Es war, wie mit Helena Christensen zu Mittag zu essen. Und ehe du fragst, nein, ich stehe nicht auf meine eigene Mutter.«

Hannah lacht.

»Wundert mich nicht, dass sie schön ist«, sagt sie, steht auf und kommt um den Tisch herum. Sie küsst mich und kneift mich in die Innenseite des Oberschenkels, was sofort eine heftige Reaktion in meinem Schritt auslöst.

»Sollten wir es nicht ausnutzen, dass er gerade so schön schläft?«

Ich schiebe meine Hände unter ihr T-Shirt und bewege sie langsam von ihrem Bauch zu ihren Brüsten hinauf.

»O Gott«, seufzt sie.

Was ich an Hannah liebe, ist, dass sie mich genauso leidenschaftlich will wie ich sie. Eine gezielte Berührung, und sie lässt alles stehen und liegen, unser Begehren ist gegenseitig und unmittelbar. Alles ein bisschen schwieriger mit einem Baby natürlich, besonders wenn dieses Baby nachts zwischen einem schläft.

Doch sie zieht meine Hände weg.

»Später«, sagt sie. »Erst muss ich alles über Alice erfahren.«

Ich berichte ihr das wenige, das meine leibliche Mutter über sich erzählt hat. Sie wohnt in Chiswick, ist Single und hat keine anderen Kinder. Sie lebt von der Malerei, fertigt Tierporträts für reiche alte Damen an.

»Und was ist mit Richard?«

Hannah ist ein eingefleischter Fields-Fan. Wir haben einen Druck von einem seiner berühmtesten Gemälde – *Die Exhibitionistin* – hier bei uns an der Wand hängen. Es ist das Porträt einer kleinen Angeberin, die für ihre hingerissenen Eltern tanzt. Sie ist übergewichtig und trägt ein lila Paillettentrikot und einen Zylinder. Ihre linkische Haltung verrät, dass sie nicht besonders gut ist.

»Sie sind immer noch eng miteinander befreundet. Sie telefonieren jeden Tag miteinander, sehen sich fast jede Woche. Über ihre Beziehung damals hat sie nicht viel gesagt, ich hatte den Eindruck, dass es nur eine kurze Affäre war. Er ist schließlich schwul.«

»Meinst du, er wäre zu einem Interview bereit?«, fragt Hannah und besitzt immerhin den Anstand, dabei verlegen zu lachen.

In der Kulturredaktion der *Sunday Times*, für die sie arbeitet, gibt es eine ungeschriebene Hitliste der meistbegehrten, aber am schwersten zu bekommenen Interviewpartner. Richard Fields steht ganz oben auf dieser Liste, und Hannah versucht seit Jahren, ein Exklusivgespräch mit ihm zu ergattern.

»Du bist eine harte, skrupellose Frau. Bedeuten dir meine jahrelangen Seelenqualen denn gar nichts?«

»Deine Seelenqualen sind der perfekte Türöffner. Er möchte doch bestimmt seinen Sohn kennenlernen? Ihr habt viel nachzuholen.«

»Ich denke, dass es erst einmal bei Alice und mir bleiben wird. Sie hat Rick nicht oft erwähnt – so nennt sie ihn, nicht Richard.«

»Darf ich sie kennenlernen?« Hannah nimmt meine Hände, küsst erst die eine, dann die andere. Ihr Enthusiasmus ist ganz anders als meiner, so direkt und unkompliziert. Sie betrachtet Alice als eine überraschende Wendung in meiner persönlichen Geschichte, als eine Möglichkeit, Licht ins Dunkel zu bringen. »Wir könnten sie zum Essen einladen. Dann kann sie Samuel kennenlernen. Ihren Enkel.«

»Das ist vielleicht noch ein bisschen zu früh für sie«, sage ich und denke, dass es auf jeden Fall zu früh für mich ist.

»Hat sie dir erzählt, was passiert ist? Warum sie dich nicht behalten konnte?«

»Nicht so richtig. Ich hatte den Eindruck, dass es zu schmerzlich für sie ist, darüber zu sprechen. Vermutlich hat er, Richard, das Kind nicht gewollt. Sie waren ja nicht ineinander verliebt oder so.«

Hannah streichelt lächelnd meine Hand. Es gibt gewisse Parallelen zwischen den beiden damals und uns jetzt, siebenundzwanzig Jahre später. Nur dass wir das Baby bekommen wollten, es behalten, es lieben wollten. Auf einmal werde ich ganz traurig, um Alice' willen, um meiner selbst willen, um des gemeinsamen Lebens willen, das wir nie haben durften.

Wie gut erinnere ich mich noch an den Tag, als Hannah unangekündigt bei mir auftauchte, mit rotem, verheultem Gesicht. Sofort befürchtete ich das Schlimmste. Das war es, das Ende, das ich immer wieder heraufbeschworen hatte. Abgelehnt zu werden ist eine Angst, die mir in den Knochen sitzt, so sehr ich auch dagegen anzukämpfen versuche.

Doch es war das genaue Gegenteil.

»Ich bin schwanger«, sagte sie, und ich musste mich beherrschen, um nicht laut zu lachen vor Glück, denn das klang wie Musik in meinen Ohren. Ich verstand nicht, warum sie weinte.

»Ist das denn so schlimm?«, fragte ich, woraufhin sie mich einen Moment lang verwirrt ansah, ehe sich ein strahlendes Lächeln auf ihrem Gesicht ausbreitete und wir uns in eine Zukunft stürzten, die wir beide nicht vorausgeahnt hatten.

DAMALS

ALICE

Ich liebe das Aktzeichnen, der Kurs ist für mich der Höhepunkt der Woche. Ich liebe Josef, das spanische Aktmodell, der in seinen blauen Bademantel gehüllt darauf wartet, dass der Vortrag endet und das Zeichnen beginnt. Ich liebe Rita Miller, die Dozentin, die am Anfang jeder Sitzung so leidenschaftlich spricht und mir jedes Mal neues Selbstvertrauen einflößt. Gordon King putzt mich herunter, und Rita Miller baut mich wieder auf, Woche für Woche. Und ich liebe es, dass ich schon nach einer halben Minute vor dem splitter nackten Josef dazu in der Lage bin, seine Genitalien zu mustern und zu vermessen, als würde ich ein Obstarrangement skizzieren.

Wie immer bemüht sich Rita, uns die Kunst der genauen Beobachtung zu lehren.

»Anfänger glauben, dass Freiheit in der Darstellung das Größte ist«, sagt sie, während sie durch unsere Reihen hindurchgeht. »Doch die meisten Anfänger haben überhaupt keine Freiheit, weil sie in ihrer eigenen Beschränktheit gefangen sind. Ehe man spontan sein kann, muss man zuerst lernen, richtig zu sehen,

und die Sprache beherrschen, die es einem ermöglicht, das auszudrücken, was man sieht.«

Sie wedelt in Richtung des kleinen Podests an der Stirnseite des Raums.

»Josef, ich denke, wir sind jetzt bereit für dich.«

Unser Modell zieht den Bademantel aus und legt ihn sorgsam auf dem Stuhl zusammen, ehe er das Podium besteigt. Er drapiert sich vor einem mit grünem Sackleinen bespannten Wandschirm, Anlehnungen an den Gekreuzigten, eine Haltung, die sich garantiert Rita ausgedacht hat. Kopf seitlich nach unten geneigt, über die Oberkante des Schirms ausgebreitete Arme, lose herabhängende Hände. Er gibt einen ziemlich guten Jesus ab mit seinen schönen, ausgeprägten Gesichtszügen und dem schlanken, sehnigen Körper. Flacher Bauch, muskulöse Oberschenkel, lange, schmale Finger, jetzt klauenartig gekrümmt.

»Überlegt euch, was ihr seht«, sagt Rita. »Denkt nach, glotzt nicht nur. Und ich spreche hier nicht von Hautfalten oder dem Knochengerüst.« Sie zeigt mit schwungvoller Geste auf Josef, der unbewegt zurückblickt. »Wonach wir suchen, sind Verknüpfungen und zugrunde liegende Muster, Einsichten und Empfindlichkeiten, die auf den ersten Blick verborgen scheinen. Ohne Beobachtung bekommt ihr keinen Inhalt.«

Während ich Josef betrachte, stelle ich Vermutungen über seine Vorgeschichte an. Ein junger Mann, weggelockt aus einem traditionsbestimmten Leben in der spanischen Provinz in das wilde, vergnügungssüchtige London, wo sich Sexshops, Pornokinos, Striplokale und Prostituierte in den zugemüllten Straßen

aneinanderreihen und man Marihuana raucht wie Zigaretten (auch in diesem Moment reichen bestimmt vier oder fünf Studenten auf dem Dach der Slade einen Joint herum). Vielleicht ist er schwul. Oder ein feuriger Heterosexueller, hier wegen der Verheißungen der sexuellen Revolution, in einer Stadt, in der Frauen – betrunkene, bekiffte Frauen – oben ohne auf Partys tanzen und sich durch rebellische Promiskuität austoben. Vielleicht ist er auch nichts davon. Vielleicht habe ich einfach nur Sex im Kopf.

Tatsache ist, dass ich mit Gedanken an Jacob, den schönen Sänger mit seinen fein gemeißelten Wangenknochen und lyrischen Songs, eingeschlafen und aufgewacht bin. Noch nie hat Musik eine derartige Wirkung auf mich gehabt. Klar, ich sammle die aktuellen Platten – T.Rex, The Doors, The Rolling Stones (*Sticky Fingers*, das vergangene Jahr herauskam, habe ich so oft gespielt, dass die Rillen sich geweitet haben und weißlich grau geworden sind). Doch als ich in diesem überfüllten, verräucherten Club stand und Jacob von Trennungen und vorzeitigen Abschieden singen hörte, ist etwas mit mir passiert. Ich glaube, ich habe, eher körperlich als mit dem Verstand, die Einheit von Klang und Stimme begriffen, die Tonfolgen der einzelnen Instrumente, als würde ich sie mit jeder Faser meines Seins in mich aufsaugen. Und es war noch mehr als das. Jacobs Texte, das, was er sang – er glaubte daran, und er wusste, dass er gut war. Selbstbewusstsein war die Droge, die mich zu ihm hinzog.

Wenn ich Josef jetzt so ansehe, will ich diese neuen Empfindungen von gestern Abend wieder aufleben las-

sen, diese Mischung aus Sehnsucht, Begierde, Neid, Bewunderung. Während ich seine Augen zeichne, die mir heute tiefgründig, hypnotisch erscheinen, höre ich Jacob sein Klagelied an ein Mädchen namens Sarah singen.

Die Skizze erweist sich am Ende als das Beste, was ich bisher gemacht habe. Als wir uns diesmal um eine Staffelei versammeln sollen, ist es meine Zeichnung, wegen der alle herbeikommen.

»Beobachtung wird von der Fantasie genährt«, sagt Rita. »Alice hat sehr schön einen Eindruck vom Charakter des Modells herausgearbeitet, den sie nur vermutet haben kann. Erkennt ihr das Traurige in Josefs Augen hier? Eine Art sehnsüchtiges Verlangen, meint ihr nicht?«

Als wir den Zeichensaal verlassen, hören wir Tumult unten im Erdgeschoss. Die schrille Stimme von Muriel Ashcroft, der Empfangssekretärin der Slade, schallt uns entgegen, als Rick und ich die Wendeltreppe hinunterhüpfen.

»Tut mir leid, aber wenn Sie keinen Termin haben, muss ich Sie jetzt bitten zu gehen.«

»Aber ich bin gekommen, um mit zwei von Ihren Studenten über einen möglichen Auftrag zu sprechen.«

»Mit wem?«

»Einem Mädchen und einem Typ. Das Mädchen heißt Alice.«

»Welche Alice? Wir haben zwei.«

»Oh, na ja, diese Alice ist sehr ... wie soll ich sagen? Sie sticht heraus.«

Rick und ich kommen unten an, wo Jacob Earl steht und übers ganze Gesicht strahlt, sobald er mich sieht.

Die Begegnung trifft mich unvorbereitet und löst eine neue heftige Reaktion aus: Knochen, Zellen, Blut, Herz, alles vibriert vor Verlangen unter meiner Haut. Ich merke, dass ich ihn ebenfalls angrinse, etwas dümmlich vermutlich. Trotzdem, wenn ich einen Moment meines Lebens für immer festhalten könnte, dann wäre es wahrscheinlich dieser.

»Da seid ihr ja. Das ist meine Alice«, sagt Jacob zu Muriel, die ziemlich aufgelöst wirkt in Gegenwart dieses gut aussehenden jungen Mannes. Vielleicht ist sie ja doch aus Fleisch und Blut.

»Meine Alice«, wie das aus seinem Mund klingt ...

»Na schön«, sagt Muriel. »Aber vielleicht könnten Sie Ihre ›geschäftliche Besprechung‹ jetzt irgendwo draußen abhalten?«

Jacob ist größer, als ich dachte, und auch heute schwarz gekleidet, ein Hemd mit weiten, fließenden Ärmeln, ein langer cremeweißer Schal mit einem Muster aus braunen Federn, ausgestellte schwarze Jeans und die Schlangenlederstiefel von gestern Abend.

Zu dritt gehen wir zum Ausgang und die Treppe hinunter auf den Vorplatz.

»Ich dachte, ihr beide wolltet noch auf einen Drink bleiben gestern?«, sagt Jacob.

»An der Bar war's gerammelt voll«, erwidert Rick. »Sie hatten schon für die letzte Bestellung geläutet, wir wären nicht mehr bedient worden. Hat nicht viel Sinn, weiter rumzuhängen, wenn man nichts mehr zu trinken bekommt.« Rick lacht, und Jacob stimmt mit ein.

»Also, ich wollte über ein geplantes Projekt mit euch reden. Ein Kunstprojekt.« Er deutet mit dem Kinn auf

unsere Skizzenblöcke. »Ich schätze, ihr seid echt gut im Zeichnen?«

»Alice ist unser Star«, sagt Rick. »Du solltest mal sehen, was sie eben im Kurs gemacht hat. Was ist das für ein Projekt?«

»Eventuell unser neues Albumcover. Eddie und ich hatten so eine Idee mit einer Zeichnung von der Band, wir drei auf der Bühne, aber mehr so gestellt, ein bisschen wie ein Stilleben.«

»Dann ist Rick der Richtige für euch«, sage ich und hoffe, dass Jacob das Zittern meiner Stimme nicht bemerkt. »Er ist der Talentierteste von uns. Kann seine Sachen schon verkaufen.«

»Süß, ihr zwei. Wie Frischverheiratete. Was meint ihr, ich lade euch auf einen Kaffee ein, und wir reden darüber?«

Aus der Nähe und bei hellem Tageslicht betrachtet, sieht er älter aus als auf der Bühne, aber trotzdem faszinierend. Augen, Wangen, Mund. Schlanker Hals, hervortretendes Schlüsselbein, die Vertiefung in der Mitte etwa so groß wie mein Daumen.

»Geh du mit, Alice«, sagt Rick abrupt. »Du bist die Beste im Zeichnen, und es wäre gut für dich.«

»Moment. Nein. Warte.« Ich will ihn aufhalten, aber Rick schlendert schon grinsend davon.

»Ich hab noch eine Verabredung«, ruft er über seine Schulter hinweg, was klar gelogen ist.

»Keine Sorge, Alice«, sagt Jacob mit ernstem Blick und unernst verzogenem Mund. »Alles rein geschäftlich. Magst du Kaffee?«

»Ja, klar. Kaffee, Tee, Cola, alles.«

Jacob beugt sich vertraulich zu mir vor, sodass unsere Gesichter sich fast berühren.

»Ich meine richtigen Kaffee, italienischen. Kaffee, der eher wie ein religiöses Erlebnis ist. Kaffee, der dich umhaut.«

»Ich glaube nicht, dass ich schon mal so einen getrunken habe.«

»Dann gehen wir zur Bar Italia.« Er deutet auf das Skizzenbuch unter meinem Arm. »Nimm deine Bildersammlung mit.«